

Susanna Schwager

Das volle Leben

Männer über achtzig erzählen

WÖRTERSEH



Susanna Schwager

Das volle Leben
Männer über achtzig erzählen

Mit einem Glossar

Fotografien von Marcel Studer

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Alle Rechte vorbehalten, einschliesslich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe

© 2008 Wörterseh Verlag, Gockhausen
5. Auflage 2011

Lektorat: Claudia Bislin, Zürich
Korrektorat: Jürg Fischer, Uster
Fotografie: Marcel Studer, Zürich
Lithografie: Tamedia Production Services, Zürich
Gestaltung und Satz: Sonja Schenk, Zürich
Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen
Druck und Bindung: CPI books, Ulm

ISBN Print: 978-3-03763-001-3
ISBN E-Book: 978-3-03763-527-8

www.woerterseh.ch

Alle Gespräche wurden im Frühjahr 2008 geführt.

Inhalt

Hans Beck

Schmied, Hufschmied, Schlosser

Eugen Bauer

Seiltänzer, Trapezkünstler, Schausteller

Ferdy Kübler

Velorennfahrer, Skilehrer, PR-Fachmann

Eduard Neuenschwander

Architekt, Biologe

Willy Fässler

Landwirt, Maler

Arnold Hottinger

Orientalist, Auslandberichterstatter, Buchautor

Hazy Osterwald

Musiker, Bandleader, Komponist

Walther A. Hegglin

Hotelier, Politiker

Hans Horn

Bankkassier, Clematisforscher, Gärtner

Jacques Kuhn

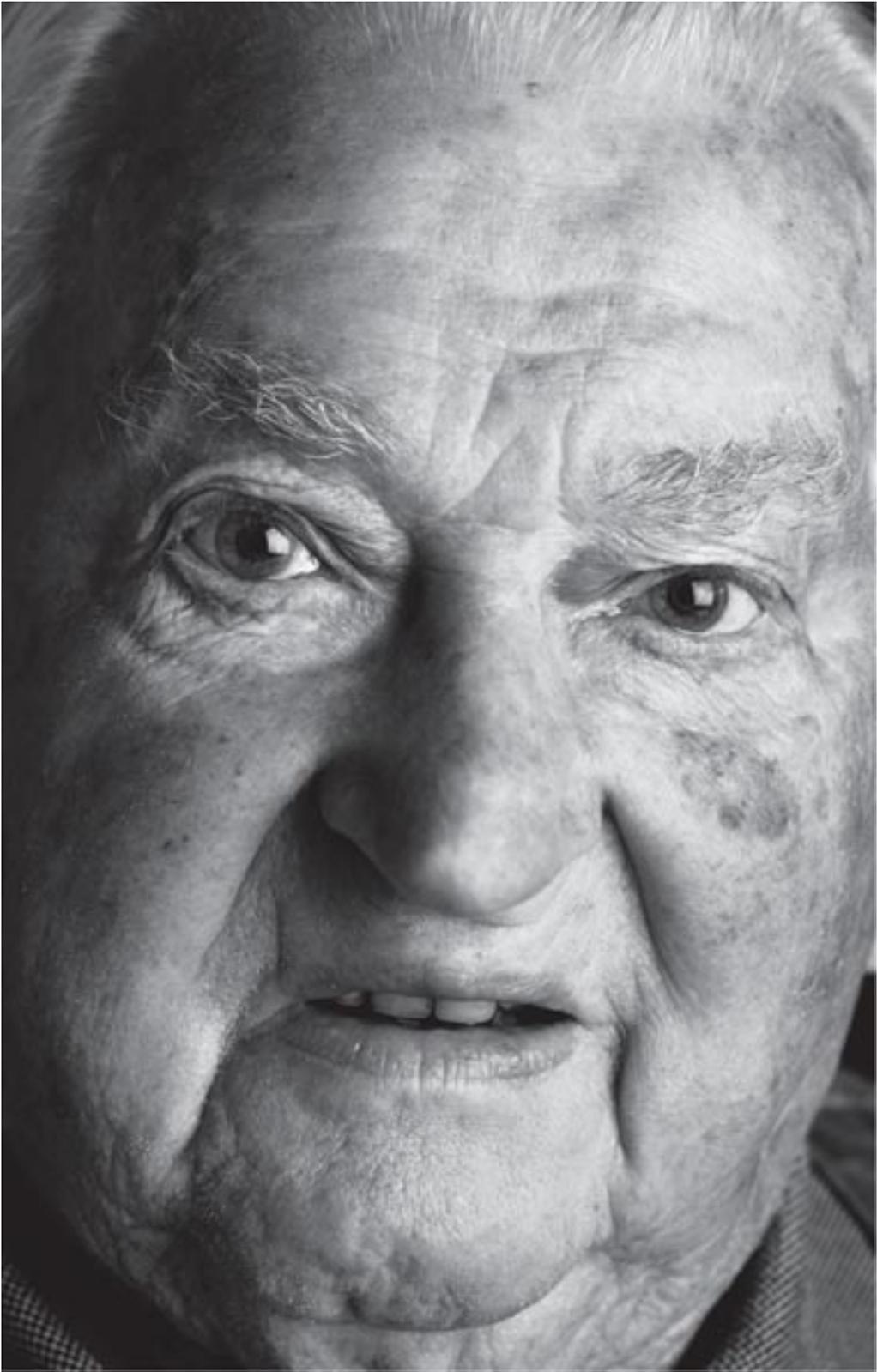
Unternehmer, Erfinder, Tibetologe

Arnold Zwahlen

Uhrmacher, Fotograf

Nachbemerkungen

Glossar



Hans Beck

17. Juli 1916

Grüne Weite, durch die der Fluss strömt. Am Sternen, der Metzg und der Post vorbei geht die Kantonsstrasse, verlässt das Dorf, verzweigt sich bei der alten Schmitte und endet vor einem soliden Haus. Dahinter verlieren sich Felder vor Bergriesen. Ein schönes Metallgeländer führt ins Haus, ein zweites hilft zur Waschküche hinunter, ein drittes geleitet in den Garten. Über der Tür beschwört ein Halbrund das Glück.

Das könnt Ihr jetzt sagen, ich sei gut beieinander. Wenn ich hocke. Sobald ich stehe, habe ich da hinten Probleme. Beim Laufen noch schlimmer, Autofahren geht. Alle zwei Jahre muss ich zum Doktor, muss Buchstaben aufsagen, das ist alles. Dann misst er den Blutdruck und macht mir den Fahrrattest. Es sind die Bandscheiben, die drei untersten Wirbel hat es zusammengestaucht. Da kann man nichts machen. Vom Nichtstun kommt das nicht, wahrscheinlich. Nur das Laufen tut saumässig weh seit ein paar Jahren. Muss ja keine Bäume mehr ausreissen.

Eisen ist schwer, das ist schwere Arbeit, Schmied. Man lüpf halt viel. Jahrzehntelang war ich Schmied. Auch Schlosser und Sanitär und Werkzeugmacher, hatte noch das Brevet als

Hufschmied. Hier im Dorf waren wir zwei Schmiede. Und Brunnenmeister war ich, der ist verantwortlich für das Wasser. Da muss man zum Pumphaus und zum Reservoir schauen, damit alles immer in Ordnung ist. Wenn es ein Leck hat, muss der Brunnenmeister herausfinden, wo es rausläuft. Seinerzeit war so ein Leck schwierig zu finden, und dann hat ein Dorf aufs Mal kein Wasser mehr. Da muss man lochen, bis man es findet. Jede Quelle einzeln kontrollieren und schauen, ob das Wasser bis ins Reservoir kommt. Graben. Im Zweiundsechzig haben wir hier die Wasserversorgung gemacht. Die Leitungen von hier nach Runtigen, das sind sieben Kilometer. Hab ich alles eigenhändig eingelegt.

Ich hatte eigentlich nie etwas, krank oder so, es wurde jedenfalls immer wieder. Nur ein paar Kratzer und Hicke weg, das hat man immer, am rohen Metall reißt man sich gern die Haut auf. Und versengt hat man sich dauernd. Gewöhnt man sich dran. Sorge trugen wir uns nicht gerade, das könnte ich nicht sagen. Wir dachten nie daran, dass einmal etwas sein könnte. Man solle sich Sorge tragen? Geredet hätte nie jemand davon. Der Vater sagte sicher nie etwas in der Richtung. Wenn nachher etwas richtig wehtat, merkte man, so macht man es gescheiter nicht mehr. Anpacken wollten wir, möglichst gut anpacken. Mit der Zeit wusste man, wie es geht.

Der Körper war zum Schaffen da, wozu sonst? Sicher nicht zum Kaspeln. Ab und zu gab es Unfälle, mou, das gehörte dazu. Habe mir sicher zweimal ein Rippchen gebrochen beim Anstemmen. Tut schon ein bisschen weh, aber das geht vorbei. Das wächst wieder zusammen, man muss nur warten. Später mussten sie mir beide Hüftgelenke ersetzen, das kommt auch vom Lüpfen. Wenn man Wasserleitungen macht, verlegt man diese grossen Eternitrohre, vier Meter lang und fünfzehn Zentimeter Durchmesser. Hat ein bisschen Gewicht. Heute werden diese Rohre nicht mehr so verlegt, heute nehmen sie nicht mehr Männer. Jetzt macht das ein Kran.

Gelernt habe ich Schmied, bis zum Meister. Dann Hufschmied, das ist eine Extraausbildung. Der Vater hatte eine

Werkstatt unten an der Strasse, die hatte er von seinem Vater. Dort schmiedeten der Vater und ich Eisenreifen für die Wagenräder zum Beispiel. Viele Wagenräder haben wir da vorn bereift, im Wegdreieck vor der Schmitte. Auf Eisenbahnschienen hatten wir einen grossen Ring, und über den kamen zwölf fertig geschmiedete Metallreifen, man stapelte sie schön aufeinander. Drumherum taten wir Wedele, wenn Ihr wisst, was das ist. In der Ostschweiz sagen sie Büscheli. Oder Burdeli meinetwegen. Reisigbündel. Man zündete sie an, das gab ein rechtes Feuerchen, und die Eisenreifen wurden warm. Was Wärme hat, dehnt sich aus, wird gross, das kennt Ihr. Dann rannte man mit der Spritzkanne im Kreis herum, um alles wieder ein wenig abzukühlen. So kann man die Eisenringe gut über das Rad abziehen. Danach legte man Rad mit Reif in den Brunnen. Nicht wahr, was abkühlt, zieht sich zusammen, wird hart. Das Eisen legte sich ganz eng ans Holz. So halten die Eisenreifen das weiche Holz zusammen, machen das Ganze stabil. Ohne unser Eisen wären die schönsten Holzräder nichts gewesen.

Schmied war das, was ich lernen wollte, das wollte ich werden seinerzeit. Schlosser vielleicht auch noch, das ist nicht ein so grosser Unterschied. Vielleicht sind die ein wenig die Feineren, gegenüber den Schmieden. Machen ein bisschen mehr die Kunst als die Schmiede. Verzierungen und Schnörkel an Fenstergittern, auch Halter für Blumentrögli, solche Sachen. Wagenräder und Hufeisen und Deichseln verziert man nicht. Die Geländer da draussen hab ich selber geschmiedet, habt Ihr sie gesehen? Für die Frau. Nid wahr, Schmiede können das auch. Mit den Verzierungen verdiente man gewöhnlich ein wenig besser. Im Allgemeinen kannte man keine reichen Schmiede, nirgends. Schlosser auch nicht.

Man machte einfach, was schon der Vater gemacht hat, wollen wir sagen. Ich hätte eigentlich noch das Elektrische gern gehabt. Wäre vielleicht noch gern Elektriker geworden. Habe das beim Vater sicher nie erwähnt, das wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Wenn man der einzige Bub war, und der Vater war Schmied und der Grossvater war Schmied, da gab es nichts zu

besprechen. Schon der Grossvater hatte Werkzeug gemacht, das hat man dann zu Ehren gezogen und irgendwo aufgehängt im Haus, nachdem er gestorben war, an der Grippeepidemie 1919. Die Hälfte der Lehre machte ich beim Vater, nachher war ich noch zwei Jahre in Lyss, damit man auch lernte, was der Vater nicht konnte. Zum Beispiel Äxte und Beile, dafür war der Fahrni Christen berühmt, Waldwerkzeug. Ein ganz lieber Lehrmeister war das, mit einer noch lieberen Frau. Er schoss auch gut. Ich wohnte bei ihnen in der Dachschräge. Immer um sechs Uhr in der Früh stand der Fahrni schon unter dem Krafthammer, das macht einen Heidenkrach, da war man wach. Gesprächig war man nicht unbedingt in diesem Beruf, zum Hämmern und Schwitzen schwatzt man nicht unbedingt viel.

Zu Hause beschlugen wir neben den Wagenrädern hauptsächlich Pferde. Die Hufeisen schmiedeten wir nicht selber, die bezogen wir vorfabriziert bei der Von Roll in Gerlafingen. Machten sie heiss und passten sie ans Huf an, bis es das Räuchlein gab vom verbrannten Horn. Das spürt das Pferd doch nicht. Man roch es noch gern. Jetzt ist das alles nichts mehr, es hat keine Schmitte mehr in der Gegend. Die Bauern haben nur noch wegen dem Hobby Pferde. Das ist Mode, das Hobby. Reiche Leute haben meistens ein Hobby, zum Beispiel eben Rosse. Wir haben hier Landwirte, die versorgen dreissigvierzig Pferde, die rentieren besser als Kühe. Der von Landerswil sagt, er verdient mehr an einem Ross in Pflege als an einer eigenen Kuh. Für die Schmiede ist das gut, es gibt noch ein paar, die haben den Amboss im Auto und das Feuer in Flaschen und gehen den Rossen der Reichen nach.

Bei uns war das Feuer in der Esse. Die Werkstatt vom Vater war schwarz, im Allgemeinen ist eine Schmiedewerkstatt schwarz, vom Russ. Sie gefiel mir. An den Wänden war alles voller weisser Zeichen. Wenn man etwas schreiben musste, ein Mass oder etwas ausrechnen wollte, malte man das mit Kreide auf die schwarze Hotte. Das Feuer war meine Aufgabe. Die Zündhölzchen steckten in einem Loch in der Mauer, ein rundes Päckchen Hölzli mit grünen Köpfen. Man riss eins an der Mauer

an und hielt es in die Späne, bis die Flammen die Kaminhotte hinauflüdereten. Nach einer Weile tat man Steinkohle drauf, sehr heisses Feuer brauchte der Vater, achtneunhundert Grad. Man schwitzte beim Hämmern, und Rauch gab es immer. Für den Vater war es vielleicht zu viel Rauch. So ein Gedanke wäre uns beim Schaffen nicht einmal gekommen. Wenn der Luft ging draussen, hatte man den ganzen Rauch in der Werkstatt, er zog nicht hinauf. Dann machte man die Fenster auf und lüftete, bis das Feuer gut kam. Das roch man noch gern, den Rauch in der Werkstatt. Das Metall, den Rauch und die Asche, das roch man noch gern.

Das war einmal, Gäu Böbu, das war einmal. Ist alles nicht mehr.

Feuer ist ja nicht gleich Feuer. Mit dem grossen Blasbalg reiste der Vater Luft dazu, je mehr man Luft dazubachte, desto heisser wurde es. Es gibt verschiedene Feuer und verschiedene Wärmen und drum auch verschieden heisses Eisen, nid. Wenn das Eisen genau richtig heiss ist, ist es rotwarm, weich. Sogar fast ein bisschen lebendig, man kann es formen. Wenn es glühig heiss ist, ist es weisswarm, zwischen neunhundert und tausendzweihundert Grad. Sehr weich, es will fast zerfliessen, sich auflösen. Bei dieser Erhitzung wird aus zwei Eisenstücken eins, etwas Neues, sehr Stabiles. Wenn zwei Metallteile einmal so in der Hitze sind und aneinanderliegen, verschweissen sie sich für immer. Noch heisser ist nicht gut, da läuft alles davon, man muss sofort kühlen. Kühler als rotwarm ist nur noch klebwarm, das Metall ist nicht mehr farbig, es bleibt schwarz. Am Schluss kommt immer alles ins Wasser, wird wieder kalt und starr.

Wenn der Vater und ich an grossen Stücken arbeiteten, gaben wir zu zweit die Streiche. Der Vater schlug auf der einen Seite vom Amboss, ich auf der anderen. Abwechselnd im Takt strich man mit dem Hammer über das Eisen, bis es härter wurde. Man musste gut im Takt sein, sonst hatte man einen Streich auf den Fingern. Das war noch schön, das Schaffen am Feuer mit dem Vater. Gäu Böbu, was bimmelst hier oben herum,

du Lushung? Gehörst nicht auf den Tisch. Er ist kastriert, der Tiger. Ein lieber Kerli. Ganz liebs Cheibli.

Ich hatte vier Schwestern und jede hatte einen Bruder, sage ich immer. Nämlich mich, ich war der einzige Bub. Der Vater und ich teilten uns die Arbeit, später übernahm er die Landwirtschaft. Wir hatten zwei Kühe, ein Rind und Bienen. Bauer hätte ich nicht besonders gern werden wollen. Ich übernahm die Werkstatt und wurde noch ein wenig Sanitär. Wir halfen einander, einer dem andern, der Vater und ich.

Alt wurde er nicht. Der Vater starb grad nach dem Krieg, in der Insel in Bern. Das war ziemlich schlimm für mich, der Tod vom Vater, mou. Schmiede sind vielleicht noch gern ein wenig weiche Leute. Ich kann mich besinnen, wie er an einem Tag ganz komisch auf dem Bänkchen vor dem Stall sass. So vornübergebeugt hockte er, und ich fragte: »Jo Vätterli, was ist?« Er habe hier drin so einen ewigen Schmerz. Hier drin, beim Herz. Immer müder wurde er mit der Zeit, richtig abgeschlagen, und in der Insel machten sie ihm einen Abstrich. Da schieben sie einen Schlauch hinunter und stechen ein wenig Material ab vom Flügel. Von da an ging es mit dem Vater nur noch steil bergab, grad so, als hätten sie etwas angestochen. Ein schwarzer Schatten breitete sich aus im Vater, der bedeckte die Lungen. Vielleicht vom Rauch in der Werkstatt, schon möglich. Oder halt auch von der Sigarre, auf der er ständig herumkaute. Von irgend etwas wird so ein Schatten schon kommen. Operieren konnte man das nicht seinerzeit, aber heute können sie das anscheinend. Ich kenne einen Posaunisten, dem haben sie grad den ganzen Flügel weggeschnitten. Dem geht es bestens. Vom Musikmachen bekam der so grosse Flügel, dass einer langt, und gefälligerweise geht es ihm gut.

Schmiede tun nicht heikel im Allgemeinen. Obwohl sie, sagen wir, vielleicht diesen weichen Kern haben. Sie vertragen etwas. Auch ein Gläschen oder zwei. Das Schaffen am Feuer gibt Durst, und wenn man ein wenig ölt, merkt man das weniger. Aber vor allem musste man den ewigen Rauch ein wenig runterschwenken, meistens mit Bier. Wasser ist recht für heisses

Eisen, Tee trinkt ein Mann allerhöchstens, wenn er krank ist oder alt. Milch war kostbar, Limonade oder solche Dinge kamen auch nicht in Frage. Man löschte den Durst mit Bier oder saurem Most, und zum Feiern trank man Wein. Zum Beispiel war es Mode, dass einer zuerst ein Bier bezahlte, bevor man ihm das Ross beschlug. Oder wenn der Vater am Sonntagvormittag zu den Leuten ging und Rechnungen einzog, da gehörten einzwei Gläschen Weisser dazu. Nüchtern kam der Vater nie heim. Aber richtige Mämmeler, wie man denen sagte, die es nicht mehr im Griff haben, gab es selten. Man arbeitete schwer und vertrug etwas. Dass etwas passiert wäre wegen dem Alkohol, glaube ich nicht. Es kann immer etwas passieren, aus heiterem Himmel, nid wahr. Das braucht gar keinen Grund. Und wer mit dem Feuer schafft, hat sowieso Herz und Leber auf der Sonnenseite, das sage ich immer.

Gäu Böbu.

Ich rauche auch, wer hundert Jahre raucht, wird alt. Stirbt aber leider weniger gesund. Aller Gattung rauche ich, allerdings nicht leidenschaftlich. Gefälligerweise macht mir das nichts. Mit dem Bier ist aber schon länger Schluss, nur einen Weissen zum Jass hab ich immer noch gern. Und vor dem Schlafen mache ich mir seit einer Weile ein Tässchen Kräutertee, mit einem Löffeli Honig.

Von der Postur her hätte ich nicht Schmied werden müssen, gar nicht. Dort auf dem Foto sieht man noch, was für ein Spränzli ich war. Ein richtig dünnes Bürschchen. Am Anfang war ich wirklich ein wenig schwach für diesen Beruf, hatte überhaupt keine Kraft in den Armen. Weil ich so mager blieb, befürchtete der Vater sogar, sie nähmen mich nicht beim Militär. Die richtigen Masse, das war eine Sache. Oberarme und Brustkorb entsprachen überhaupt nicht dem, was man sich wünschte als Junger. Vom Umfang her total ungenügend. Man hat sich als Bursche doch ständig gemessen. Weil ich ein wenig die Luft anhielt, langte es dann doch für die RS. Im Männerchor sang ich aber von jung an den ersten Bass. Und jetzt verspreng ich sowieso fast jedes Hemd vor Umfang, so geht's.

Ich esse gern etwas Feines, man muss sich etwas gönnen im Leben. Ein Suppenfleisch mach ich mir oft, oder Suurchabis mit Blutwurst und Apfelschnitze im Winter, solche Sachen. Am Mittwoch, Freitag und Samstag koche ich mir. Zwischendurch tu ich etwas in die Mikrowelle. Einmal in der Woche laden mich die Leute ein, die jetzt in der alten Schmitte wohnen. Und einmal gehe ich zur Nichte, die wohnt grad nebenan. Wenn man allein ist, muss man ein wenig unter die Leute, nicht grad versauern. Den Haushalt mache ich selber, ausser bügeln, das kann ich gar nicht. Gefälligerweise jasst die Frau, die mir ein wenig bügelt, auch noch gut. Für die Böden habe ich einen Handstaubsauger, weil es doch ein paar Treppen hat, muss einfach langsam machen mit dem Rücken. Kochen konnte ich früher nicht, das machte die Frau, auch alles andere im Haushalt. Das lernte ich erst, als die Frau nicht mehr konnte. Da lernt man das. Es ist bald fünf Jahre her, dass sie nicht mehr da ist. Sie war vier Jahre älter als ich, zweiundneunzig, das bin ich jetzt auch. Dort ist sie, dort drüben auf dem Foto, neben dem Spränzli. Das Hufeisen über dem Bild hab ich selber geschmiedet und ihr einmal geschenkt. Weiss nicht, warum es heisst, dass ein Hufeisen Glück bringt. Ich konnte es nur schmieden. Die Frau ist nicht grad gut drauf auf dem Bild. Sie war nämlich eine liebe.

Gäu Böbu. Lushung. Einundsechzig Jahre waren wir verheiratet. Dass man so lange zusammen sein kann, hätte man nicht gedacht.

Wir trafen uns drüben im Dorf, im Sternen. Sie stammte nicht aus dem Dorf, von ennet der Aare, von Golaten. Obendrin im Sternen gab es ein kleines Zimmer, dort sass sie den ganzen Tag hindurch, und am Abend kam sie manchmal herunter in die Wirtschaft. In den Sternen ging man als Bursche, um ein Bierchen zu trinken und zu jassen und vielleicht, wenn es sich ergab, ein wenig zu karisieren. Am Samstag gab es im Sälinämlich Tanz zur Grammophonmusik. So lernte ich sie kennen. Aber es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, dass das meine Frau ist. Das merkte ich erst später. Schön war sie nicht unbedingt, das Schönste hat sowieso die Katze gefressen, sage

ich immer. Gäu Böbu.

Wir haben halt geplaudert über das und dieses, und so kam man sich näher. Fast ohne dass man das beabsichtigt hätte. Haben bei einem Kehr ein wenig hin und her miteinander berichtet, über dies und das. Den Hof machte ich ihr wahrscheinlich nicht unbedingt, wüsste nichts. Dass ich sie gern sah – wahrscheinlich merkte sie das, weil ich sie eben einlud zum Kehr am Abend. Ab und zu einen langen Schwatz machte und sie ein wenig ansah. Wenn es dunkel war, man halt die Sterne ansah. Vielleicht noch ein Liedchen sang beim Kehr. So etwa.

Im Zimmer im Sternen sass sie den Tag hindurch vor einem grossen Kasten mit Nummern und Löchern, das war die Telefonzentrale. Stöpselte so kleine farbige Stecker an Kabeln in die Löcher und verband die Gemeinde. Am Abend servierte sie häufig, wenn die Töchter vom Wirt nicht wollten. Und am Morgen, bevor sie sich an den Apparat setzte, putzte sie die Wirtschaft. Stühle rauf, Boden fegen, Stühle runter. Einen freien Tag hatte sie mehr oder weniger gar nicht. Dafür bekam sie sechzig Franken im Monat, die Zuschläge der Post für die Telefonbedienung bekam der Wirt. Ich sage immer, der verdiente sicher weit mehr an ihr, als er ihr bezahlte.

Seinerzeit musste man noch fragen, wenn man heiraten wollte. Schön angezogen. Dann ging man bei den Eltern vorbei. Mou, ich war schon ein wenig aufgeregt. Es kam vor, dass einen die Eltern nicht wollten als Schwiegersohn. Zum Beispiel wenn man noch ein Spränzli war und auch noch jünger als die Frau. Gefälligerweise wollten sie mich. Von da an, im Einundvierzig, schaffte die Frau nicht mehr im Sternen, sondern sie half bei uns mit im Geschäft. Immer am Morgen um sechs schnitten wir zusammen zuerst das Gras für die Tiere. Dann ging ich in die Werkstatt, und sie machte den Haushalt. Nachher besorgte sie hauptsächlich die Buchhaltung, schrieb Rechnungen, machte die Korrespondenz und so. Viel musste sie arbeiten. Heute haben es die Frauen nicht mehr so streng, scheint mir. Jedenfalls nicht auf dem Land. Für die Männer hat sich nicht unbedingt grad so

viel geändert. Auf den Traktoren sitzen jetzt meistens die Frauen, die Männer machen das andere. Es ist recht, wenn eine Frau nicht mehr so schaffen muss.

Nach der Heirat bekamen wir bald ein Kind, noch im gleichen Jahr. Einen Sohn. Hmm.

Er kam eben nicht mehr heim. Als er sechzehn geworden war. An einem schönen Tag, Sonntagnachmittag, kam er nicht mehr.

Ich weiss nicht, warum wir nur ein Kind hatten. Später gab es keine mehr. Schmied wollte er werden. Auch Schmied wollte er werden. Er fing die Lehre aber nicht bei mir an, wir machten das anders. Der Ernst ging von Anfang an nach Münchenbuchsee. Wollte später weitermachen, Schlosser vielleicht oder Landmaschinenmechaniker. Das waren seine Pläne.

Hmm. Lushung du.

Auf die Zähne beißen lernte man schon ein wenig. Durch allerlei, auch durch die Kriege. Ich wurde mitten in einem Krieg geboren, und mitten im nächsten Krieg heiratete ich und der Sohn kam. Gerade vor dem Krieg war ich noch in der Rekrutenschule, in Kloten, beim grossen Sumpf. Vom Flughafen sah man noch nichts. Wer es vorher nicht geübt hatte, lernte spätestens in der Rekrutenschule auf die Zähne beißen. Ühhhh, spüren und etwas ertragen als Mann. Von den hundertsiebenundfünfzig Schmieden, die einrückten für den Hufschmiedkurs, machten nur hundertsechszwanzig fertig. Die anderen wurden vorzeitig entlassen, bekamen kein Hufeisen auf den rechten Oberarm.

Hufschmiedarbeit ist noch ein wenig die Kunst beim Schmieden. Erstens muss das Ross stillhalten, und zweitens muss man das Eisen am Huf richten, solange es weich ist. Rotglühig darf man es aber nicht aufs Huf geben, da würde das Horn verkohlen, nicht nur räucheln. Ob das Eisen genau die richtige Hitze hat, muss man wissen, man sieht es nicht unbedingt. Ein guter Schmied hat das im Gefühl, und sonst gibt ihm ein Tritt das richtige Gefühl, nid. Dann muss man die Form

des Hufs ein wenig in den Kopf hineinnehmen, Augenmäss nehmen und sich merken. Dann kommt das Eisen noch mal ins Feuer, und dann formt und richtet man es am Amboss. Bis man das Eisen wieder aufs Huf tut, ist es nicht mehr rotwarm, nur noch so, dass es ein wenig räuchelt. Wenn es noch nicht passt, gibt man noch ein paar Streiche. Am Schluss sitzt es perfekt. Das ist ein wenig die Kunst am Ganzen.

Wir lernten das in Thun an richtigen Scheichen. Am militärischen Hufschmiedkurs hatten wir in der Gusshütte einen Bock, so wie dieser Tisch wollen wir sagen. Vorn und hinten zwei Schraubstöcke, da spannte man den Scheichen ein und übte am Huf. Diese Unterschenkel waren aus dem Schlachthaus, von Ackergäulen wahrscheinlich. Das stank ganz gewaltig, obwohl sie die mit Formaldehyd einrieben. Ganz gewaltig stank es.

Es stank auch sonst ein wenig, nach NAtzi, nid wahr. Diese NAtzi nisteten sich überall ein. Nicht erst als der Krieg kam im Neununddreissig. Irgendwann, Mitte Dreissigerjahre, fand die Schweizer Regierung, alle Männer müssten schiessen können, darauf wurde plötzlich grosser Wert gelegt. Vor allem auch die ganz jungen, die sollten das möglichst sofort lernen, nicht warten bis zur Rekrutenschule. Damit sie das schon können, falls nötig. Im Zweiunddreissig, als ich aus der Schule kam, wurden vom Eidgenössischen Militärdepartement überall in der Schweiz Jungschützenkurse organisiert. Jeder Schüler bekam ein Gewehr, und ein älterer Jungschütz gab den Kurs. Hier in der Gegend machten praktisch alle mit. Schon auch aus Patriotismus. Aber vor allem aus Freude am Schiessen, glaube ich. Ich hatte immer Freude am Schiessen.

Spannend daran ist, wie soll man sagen, dass man trifft. Ein guter Schütz schießt viele gute Schütze, macht Schüsse, die treffen, und bekommt dafür Abzeichen. Ich war ja nie, wie wollen wir sagen, es war nicht so, dass ich ständig Erster gewesen wäre. Habe aber doch ein paar Abzeichelchen. Dort neben der Küche ist alles vollgehängt, und zum Keller hinunter geht es noch weiter. Wenn einer gut traf, gab es einen Kranz. Nicht einen solchen wie auf dem Friedhof, so wie auf den

Statuen. Später, nach dem Krieg, nahm man diese Kränze lieber nicht mehr. Da nahm man lieber Gutscheine. Es gab Bons für zwölf Fränkli, und man konnte etwas auswählen. Ein Rehlein für die Wohnwand oder ein silbriges Servierplateau, mehr etwas Praktisches. Oder man bekam eine Sau. Die Gesellschaft veranstaltete ab und zu ein Schlussschiessen, und da kaufte der Schützenverein eine Sau als Hauptpreis. Den ganzen Tag wurde geschossen, und am Abend war die Preisverteilung mit Tanz. Ich sagte noch zur Frau: »Ich komme ja wahrscheinlich mit einer Schnörre heim oder einem Schwanz.« Und sie: »Ja hörmir auf! Bring mir ja nicht eine Schnörre!« Und dann brachte ich diese Hammen heim, nid wahr. Sie schlief schon, und ich legte ihr die Schinken schön auf den Küchentisch. Die machte Augen!

Hmm. Das war einmal. Lushung.

Man kann mir sagen, was man will – zu einem Mann gehört ein Gewehr. Ein richtiger Mann hat doch ein Gewehr, ein richtiger Soldat. Ich hatte nur einen Revolver, wir Hufschmiede hatten nur Revolver, weil wir im Beschlagsack noch das ganze Werkzeug buckelten. Das war schon ein rechtes Gewicht. Ein Revolver ist nicht das Gleiche wie eine Pistole. Ein Revolver ist mehr automatisch.

Wir waren vorbereitet, wollen wir sagen, und der Krieg kam dann also. Die Hufschmiede mussten zur Artillerie. Ich weiss eigentlich nicht, ob ich gern ging. Man musste einfach, man wurde nicht gefragt. So schlimm war das aber nicht im Dienst, man machte eher weniger als zu Hause. Gar nicht besonders streng war es, ich war viel schlimmeres Krampfen gewöhnt. Um fünf am Nachmittag war schon Innerer Dienst, nachher Hauptverlesen. Manchmal musste man nachts raus und in irgendeinem Wald herumhasen und biwaken. Sonst war es nichts Besonderes. Die Schmiede waren sowieso in der Schmitte. Das Schlimme war, dass man von daheim fort musste und alles liegen lassen. Gefälligerweise hatte ich da noch den Vater, der half, und die Frau und die Mutter machten den Rest. Man hat schon im Stillen ein wenig gezweifelt, ob das alles einen Sinn hat, nid. Dass man da so lange Zeit irgendwo mit irgendetwas

schlecht und recht beschäftigt wird. Beschäftigen mussten sie einen, sonst gab das die Moral. Das ist gefährlich, bewaffnete Männer mit einem Moralischen. Ich nehme an, es wird schon ein wenig einen Sinn gehabt haben. Dass wir da so viele hundert Tage hockten. Es hat halt geheissen, es gebe einen Chlapf, man müsse parat sein und das Land verteidigen. Und das wollte man, mou, sicher.

Sogar im Dorf waren sie auf dem Giwiff. Unser Gemeindepräsident war nämlich ein Natzi. Ich kann mich erinnern, am Tag, als der Walter Hans und ich einrückten, mussten wir einen ganz frühen Zug nehmen in Bern. Um die Zeit fuhr das Post-auto noch nicht, darum fragten wir die Tochter vom Gemeindepräsidenten, ob sie uns gefälligerweise führen würde. Die war mit mir in die Schule gegangen. Und als wir im Morgengrauen mit Sack und Pack vor dem Gemeindehaus warteten, kam der Präsident heraus, so gut gelaunt, und sagte: »Tschou Giele! Alles schön gepackt? Ihr müsst also nichts befüchten. Spätestens in ein paar Tagen seid ihr wieder daheim. Der fackelt nämlich nicht lange, der Führer.« Der sah sich schon als Gauleiter. Er hornte dann weiter dieses Zeug herum, bis es sogar der Statthalter in Aarberg hörte und ihn vortraben liess. Es gibt halt immer solche, die gern befehlen und andere nach ihrer Pfeife tanzen lassen wollen. Gern ein wenig Führer spielen. Solche Leute sprach der Hitler an. Nid, das hätte es dann gegeben aus der Schweiz, einen süddeutschen Kreis mit vielen Schweizer Gauleitern.

Die Leute haben dem Hitler eben gegeigt, viele haben den angehimmelt. Weil er ihnen Arbeit gab in dieser elend langen Wirtschaftskrise. Es wurde nichts produziert, alles war lahmgelegt. Da kam der mit dem deutschen Staatsgeld und fing an Strassen zu bauen. Und fabrizierte Tonnen und Abertonnen Kriegsmaterial, das brachte die Wirtschaft in Schwung. Da geigten ihm dann die Leute. Darum musste dieser Krieg kommen. Einmal musste er das ganze Zeug ja brauchen, das da fabriziert wurde. Hat man seinerzeit gesagt. Wenn Waffen da sind, werden sie auch gebraucht.